

[Nachdruck verboten.]

52]

Die Arena.

Roman von Vicente Blasco Ibanez.

Autorisierte Uebersetzung von Julio Brouta.

Gallardo hörte stillschweigend zu. Nach seinem Unfall hatte er den Banditen nicht wieder gesehen, aber er bewahrte ihm eine freundliche Erinnerung. Als er noch in Gefahr schwebte, hatte sich der Mann zweimal in La Rinconada nach seinem Befinden erkundigt, und später, als Gallardo auf dem Gute seine Familie bei sich hatte, erzählten ihm verschiedene Male Arbeiter und Tagelöhner geheimnisvoll von Plumitas, den sie öfters auf dem Felde angetroffen hatten und der ihnen Grüße an Sennor Juan mitgegeben hatte.

— Armer Kerl! — Gallardo bedauerte ihn und erinnerte sich wehmütig seiner Voraussagungen. Nicht die Gendarmen hatten ihn getötet. Man hatte ihn während des Schlafes ermordet. Er war gefallen durch die Hand seiner eigenen Leute, umgebracht von irgendeinem Nebenbuhler, der begierig war, ihn auszutreten.

Der Gang zur Arena am Sonntag gestaltete sich peinlicher als je. Carmen wandte alle ihre Kräfte an, um sich gefaßt zu zeigen, und ließ es sich selbst nicht nehmen, anwesend zu sein, als Garabato seinen Maestro kleidete. Sie lächelte schmerzlich; sie heuchelte Heiterkeit und glaubte auf dem Gesicht ihres Mannes zu sehen, daß er mit gezwungener Freude seine wahren Gefühle verbarge. Die Sennora Angustias machte sich in der Nähe des Zimmers zu schaffen, um immer wieder nach ihrem Juanillo zu blicken, als ob er ihr genommen werden sollte.

Als Gallardo zum Patio hinausschritt, den Mantel über die Schulter geworfen, umklammerte sie seinen Hals und weinte bitterlich. Sie sprach kein Wort, aber die keuchenden Atemzüge offenbarten grausam ihre Gefühle. Wie schrecklich, zum erstenmal nach seinem Unglücksfall wieder kämpfen zu müssen, in derselben Arena, wo er von dem wütenden Stier erfaßt worden war! Ihr Aberglaube einer Frau aus dem Volke lehnte sich gegen eine solche Ungerechtigkeit auf. Ach, wann werde er sich von dem verfluchten Handwerk zurückziehen? Besaß er denn nicht schon genug Geld? Aber der Schwager, in Ausübung seiner Autorität als Familienrat, trat dazwischen.

„Na, na, Mutter, so schlimm ist die Sache am Ende doch nicht. Ein Stiergefecht wie jedes andere. Das Beste ist, Juan in Ruhe zu lassen und ihn nicht mit dieser Weinerlei zu verstimmen, jetzt, wo er gerade zur Arena geht.“

Carmen zeigte sich ruhiger. Sie weinte nicht und begleitete ihren Mann bis zur Tür. Sie wollte ihm Mut machen. Da durch die Einwirkung des Unfalls in beider Herzen die Liebe neu erwacht war und sie und Juan sich nun wieder vertrauen, glaubte sie außerdem nicht, daß ein neues Unheil ihr Glück stören könnte. Juans Unfall war ein Werk Gottes gewesen, der oft das Uebel zur Wohltat wenden läßt und der sie durch eine schmerzliche Prüfung auf eine neue Vereinigung wolle. Juan werde schon wie gewöhnlich seine Stiere erlegen und dann wohlbehalten wieder nach Hause kommen. — „Ich wünsche Dir gutes Glück!“

Und sie schaute mit liebevollen Augen dem Wagen nach, der sich entfernte, von einem Rudel Straßenjungen gefolgt, die neidisch und begeistert auf das Plittergold der Stierfechterkostüme schauten. Als das Fuhrwerk ihren Blicken entschwinden war, ging die arme Frau in ihr Schlafzimmer hinauf und zündete die Kerzen an vor dem Bildnis der heiligen Jungfrau der Hoffnung.

Der Nacional sah in der Kutsche neben seinem Meister, mit zusammengezogenen Augenbrauen und düsterer Miene. Heute war Wahltag, aber seine Kameraden wußten nichts davon. Niemand sprach von etwas anderem, als von dem Tode des Plumitas und dem Stiergefecht.

Der Wanderillo war den ganzen Vormittag mit seinen Parteigenossen tätig gewesen, um „für die Idee“ zu arbeiten. Verdammtes Stiergefecht, das nun dazwischen kam und ihn hinderte, seine Bürgerpflichten zu erfüllen und alle die zur

Wahlurne zu schleppen, die nun faul daheim blieben und nicht wählten, weil er sie nicht abholte. Es waren allein die „Anhänger der Idee“, die zur Wahlurne eilten, sonst schien die ganze Stadt nichts von der Wahl zu wissen. Wohl gab es in den Straßen große Ansammlungen, aber das Gespräch drehte sich nur um das Stiergefecht. Was für ein Volk war das doch! Der Nacional erinnerte sich wütend der Hinterliste und Gewalttakte der von dieser Desertion begünstigten Gegner. Don Josefito, der mit feuriger Beredsamkeit dagegen protestiert hatte, war mit anderen Freunden zusammen ins Gefängnis geworfen worden, und er, der gewünscht hätte, ihr Märtyrertum zu teilen, mußte davon Abstand nehmen, um sich für die Arena anzukleiden und seinen Maestro abzuholen. Sollte diese Gewalttätigkeit ungestraft bleiben? Würde sich das Volk nicht auflehnen?

Als die Kutsche in der Nähe der Campana war, sahen die Stierfechter einen Haufen Volk zusammengerottet, in aufrührerischer Haltung schreiend und lärmend und Stöße schwingend. Die Polizei drängte ihn mit Säbelhieben zurück, wobei sie manchen Stockhieb bekam.

Der Nacional erhob sich von seinem Sitz und wollte aus dem Wagen springen. Sa, endlich, endlich ging es los! Die Revolution! Jetzt ist der große Krach da!

Aber sein Maestro zog ihn unter Lächeln und Mergen heftig auf seinen Platz zurück.

„Was fällt Dir ein, Sebastian? Du siehst überall Revolutionen und nimmst Deine verrückten Hirngespinnste für Wirklichkeiten.“

Die Stierfechter lächelten alle, weil sie die Wahrheit errieten. Es war das edle Volk, das aus Mut, weil es kein Billett mehr für das Stiergefecht an dem Schalter in der Campana gab, diesen erstürmen und in Brand stecken wollte, wobei es von der Stadtpolizei zurückgetrieben wurde. Der Nacional senkte betrübt das Haupt.

„Rückschritt! Rückschritt überall! Das kommt davon, daß die Leute weder lesen noch schreiben können!“

Sie erreichten die Arena. Eine rauschende Ovation empfing sie, ein nicht endenwollendes Gändeklopfen begrüßte ihr Erscheinen in der Arena. Der ganze Beifall war für Gallardo. Das Publikum freute sich ob seines Wiederauftretens. Das Gesprächsthema des ganzen Landes war ja monatelang jener furchtbare Unfall gewesen.

Als der Augenblick kam, wo Gallardo seinen ersten Stier zu töten hatte, wiederholte sich der Beifallsturm. Die Frauen, mit weißen Mantillen geschmückt, folgten allen seinen Bewegungen von ihren Logen aus mit Operngläsern, von den Sonne- wie von den Schattenplätzen her wurde ihm zugejauchzt; selbst seine Feinde fühlten sich mitgerissen durch diese Woge der Sympathie. Armer Kerl! Er hatte ja soviel gelitten! Die ganze Arena stand auf seiner Seite. Niemand hatte Gallardo ein Publikum gesehen, das ihm so zugetan war wie heute.

Er küftete seine Montera unter derloge des Präsidiums, um zu sprechen. In seiner Ansprache sagte er unverständliches Zeug. Niemand hatte ein Wort davon verstanden, aber es mußte etwas Apartes gewesen sein. Ein fortwährendes Bravo erfüllte die Luft, und alle waren hochbegeistert. Der Applaus verstummte erst, als Gallardo sich gegen den Stier wandte.

Er breitete den Stab mit dem Scharlachtuch aus und stellte sich vor der Bestie auf, in gewisser Entfernung, nicht in unmittelbarer Nähe wie sonst, wo er alles hinriß, wenn er die Muleta dem Stier fast in das Maul hielt. Aus dem Stillschweigen, das herrschte, merkte man die Betroffenheit der Menge deutlich heraus, aber niemand sagte etwas. Verschiedenemal stieß Gallardo mit dem Fuß heftig auf den Boden, um das Tier zu reizen, und dieses ging endlich matt zum Angriff vor, streifte aber kaum das rote Tuch, denn der Torero sprang in sichtlich Uebereilung zurück. Viele schauten sich verwundert an. Was war das?

Gallardo sah an seiner Seite den Nacional, und einige Schritte weiter einen anderen aus seiner Cuadrilla, aber nicht wie sonst ertönte heute sein Ruf: „Laßt mich allein, hinaus mit allen!“

Auf den Stufen des Zuschauerraumes erhob sich ein

Lärm von heftigen Auseinandersetzungen. Die Freunde Gallardos hielten für angebracht im Namen ihres Abgotts Erklärungen zu geben. Er ist ja noch lebend und hätte noch nicht auftreten sollen. Da, das Wein, sehen Sie es nicht? Und so ging es fort. Die Lächer der beiden Leute aus seiner Truppe unterstützten den Espada bei seinen Pausen. Die Bestie bewegte sich, betäubt zwischen den beiden roten Luchern, und kaum stürzte sie gegen das Scharlachluch Gallardos vor, wurde sie auch schon von der Capa des einen oder des anderen Toreros weit weggeschleudert.

Als ob er schnell aus dieser Lage befreit sein wollte, faßte Gallardo festen Fuß und stürzte sich, den Degen hoch, auf das Tier.

Ein mißfälliges Gemurmel wurde hörbar. Der Degen war höchstens bis zu einem Drittel seiner Länge eingedrungen und bog sich hin und her bei den Bewegungen des Stiers, als wollte er aus dem Hals herausfliegen. Gallardo hatte sich vorsichtig vor den Hörnern zurückgezogen, ohne den Degen bis zum Griff hineinzustoßen, wie es sonst seine Gewohnheit war.

„Das war gut gestochen!“ schrien seine Anhänger, indem sie auf den Degen zeigten und heftig applaudierten, um durch den Lärm die Geringheit ihrer Zahl auszugleichen.

Die Sachverständigen lächelten mitleidig. Der Mensch war im Begriff, das einzige zu verlieren, das ihn bemerkenswert macht: seinen Mut, seine Dreistigkeit. Sie hatten gesehen, wie er instinktiv den Arm zurückgezogen, als er nach dem Stiere stach, und wie er sein Gesicht abgewandt hatte, unter dem Einfluß des Schreckens, der den Menschen zwingt, von der Gefahr wegzuschauen.

(Fortsetzung folgt.)

Sara.

Die Geschichte einer Liebe.

Von Johan Skjoldborg. — Verechtigte Uebersetzung aus dem Dänischen von Laura Helbt.

6.

Die Maisonne überflutete das Land rings um den Wiesenhof herum. Unaufhaltsam wälzte sich eine Dichtwooge nach der anderen über die Gegend, und die Erde trank und trank unersättlich, weil sie ein halbes Jahr lang in Kälte und Winterstarrheit dagelegen hatte.

In der Talsenkung, südlich vom Hofe, stand es ganz gelb von Dotterblumen, die die Wurzeln in den feuchten Boden gruben und das ganze Himmelslicht und die Wärme in sich aufsaugten. Die Gänsewiese dicht am Hofe war über und über besät mit Gänseblümchen, die wie tausend Sterne funkelten. Die grünen Spitzen des Winterroggens dehnten und reckten sich, und der Klee ward dicht und breit auf den langen Feldern. Es war fast, als sähe man die Blätter sich dehnen und wachsen. Die Sonne lodte überall Leben hervor, nichts konnte widerstehen.

Es ist ein Tag, der die Menschen froh macht, denn nun wissen sie, daß es auch in diesem Jahre wieder Sommer wird.

Der Alte drüben in Vadgaard ist zum ersten Male draußen. Er ist nach der Ostseite getrocken, wo für ihn eine Bank steht. Dort sitzt er nun mit wadelndem Kopf in der Sonne und blickt hinaus über die Strandwiesen und die Segelboote des Fjords.

Niels, der Wiesenhofbauer, hat ebenfalls seinen Sitz am Wehnstübentisch verlassen. Er schreitet bedächtig über die mit Frühjahrsaat bestellten Felder, — langsam, weil er den Anblick der ersten bräunlich-grünen Sprossen, die zwischen den Furchen hervorlugen, genießen will. Dann und wann dreht er sich um, beobachtet, wie die Rictwellen unaufhaltsam sich ergießen und wie wohl die Ernte in diesem Jahre ausfallen wird.

Und die samenerfüllte Luft hallt wieder vom Gezwitscher und Tirillieren der kleinen Vögel, die hin und her schreien und auf und ab in ihrer Freude nicht wissen, auf welchem Flügel sie gleiten sollen.

Es ist wirklich Frühling.

Es steht eine Reihe von Kirschbäumen am äußersten Ende des Wiesenhofgartens; sie sind weiß von Blüten, die wie weiße Schleier über den Zweigen hängen. Dahinter sieht man im Garten zwei Gehalten Wäsche aufhängen; es sind Sara und Boel. Man hört auch ihre Stimmen. Sara lacht viel, und ihr Gelächter ist voller Freude.

Nachdem Boel sich entfernt hat, wird es still, aber nur einen Augenblick. Sara beginnt zu singen, erst leise, dann lauter, als müßte sie ihren Gefühlen Luft machen. Zuletzt stimmt sie an aus voller Brust, daß die Töne durch das Laub klingen. Und es liegt Frühlingstjubel in ihrem Gesang.

Anders ist vom Osten um den Hof herumgekommen; er horcht und schreitet am Gartenwall entlang durch einen Wald von Klettenblättern und Schierling, die hier üppig wuchern. Er flötet

zweimal auf bestimmte Weise, und sofort zeigt sich Saras Antlitz inmitten der jungfräulichen Blütensehler der Kirschbäume.

Sie sieht so jung und frisch aus, ihre Augen sind so blau, und ihr Haar so goldig, daß sie selbst wie eine Frühlingsblume anzusehen ist.

„Du — Sara!“

„Boel kommt gleich zurück!“ flüstert sie und lächelt mit blitzenden Zähnen.

Er legt sich flach auf den Wall des Gartens; sie beugt sich vor, und sie küssen sich, während die Maisonne in den unschuldweißen Blüten über ihren Häuptern spielt.

Aber schon hört man Boel an der Hausthür husten.

„Na,“ sagt Anders laut, als ob dies der Grund seines Kommens sei — „heute sollen die Kühe zum ersten Male aufs Gras!“

„So —, das sollen sie!“ antwortet Boel und tut ganz gleichgültig.

Anders blickt mit vernünftigem Ausdruck in die Luft hinauf,

„Ja, es wird jetzt Zeit!“

„Es ist wahrhaftig auch Sünde, bei diesem Wetter irgendeine Kreatur drinnen festgebunden zu halten!“ sagte Boel.

„Ja, Du hast recht. Wenn Ihr hier fertig seid, wollt Ihr dann in den Hof kommen und uns helfen? Denn wir müssen alle miteinander Hand anlegen; sie sind natürlich ganz wild!“

Ja, das würden sie schon tun. Und die Mädchen fanden, es sei ganz lustig, daß sie sich mit den springlebendigen Kühen befassen sollten.

Sara summt leise vor sich hin, während sie die nasse Wäsche anklammert. Dann und wann werden die Töne lauter, aber meistens trällert sie nur mit halblauter Stimme; ganz stillschweigen kann sie nicht.

Plötzlich ruft Boel: „Wie zum Teufel — Gott verzeih mir das Fluchen — hängt Du denn die Hemden auf!“

Sara hat ein Männerhemd an den Ärmeln angeklammert, anstatt unten an der Naht, so daß es nun wie eine Vogelscheuche hin und her schlenkert.

Sara lacht, als hätte sie nie im Leben etwas so Komisches gesehen; sie weint geradezu Tränen vor Lachen.

„Ach — Du bist wirklich ein dummes Ding, ein Kalb, das bist Du! Gott mag wissen, woran Du nun wieder denkst!“ bemerkt Boel gutmütig und lächelt darüber, daß Sara so vergnügt ist.

Noch nach einer ganzen Weile, als Sara auf einem Stuhl steht, um hinaufzusteigen zu können, lacht sie und kommt dabei in Gefahr, hinunterzufallen, weshalb sie aufschreit und mit den Armen um sich schlägt, als seien es Flügel.

„Willst Du nicht am Ende gleich davonfliegen, mein Heines Täubchen, bemerkt Boel.

Und auch das findet Sara so komisch.

Die weiße Wäsche wird inzwischen rasch auf die schaukelnden Schnüre gehängt, die über dem Todenplatz ausgespannt sind.

Und immer noch singt und summt und trällert Sara dabei.

„Scheint Dir nun wirklich,“ fragt Boel einmal, „daß das Leben so herrlich ist?“

„Ja,“ antwortet Sara oben auf ihrem Stuhl, wo sie schlank und froh und voller Erwartung mitten im Sonnenschein steht. —

Es ist ein wahres Fest in einem Bauernhofe, wenn kräftige, gut gefütterte Kühe zum ersten Male im Frühling aufs Gras sollen. Sie stehen drinnen in ihren Verschlügen und werden ganz verrückt von den Frühlingsdüften, die zu ihnen hereinströmen. Sie sind wie berauscht und trippeln hin und her vor Sehnsucht. Und sobald die Stricke gelockert werden, springen sie in tollen Sätzen davon, daß es in den Klauen knackt.

Die erste, die Sören, der Großknecht, herausführt, ist sehr manierlich; es ist die Älteste des Stalles. Mit der, meinen sie, wird wohl der Junge losziehen können. Plötzlich schlägt sie in dessen die Hinterbeine in die Luft und rennt im Galopp davon.

„Die sollte sich schämen, das sollte sie! So ein altes Ding mit ihrem Hängebauch!“ sagt Boel.

Sara steht bereit, die nächste zu empfangen, aber da es die große Plekshuf ist, will Anders es nicht zugeben. Für die wird er schon selber sorgen. Boel verzieht bei dieser Veranlassung spöttisch die Mundwinkel und pufet leise.

Die Plekshuf ist schwer, wie ein Stier; sie prustet vor Stärke. Mit herausstem Blick steht sie da und geifert und brummt, während Sören ihr das Klappholz umtut. Die warme Sonne kitzelt ihr den Rücken, daß sie mit dem Schwanz um sich schlägt.

Anders befestigt schon den Ring am Luder und will eben gehen, aber noch ehe sich jemand dessen verzieht, schlägt die Plekshuf den Kopf zurück und macht einen Satz, daß ihm das Luder aus der Hand fliegt.

„Das war großartig!“ murmelt er.

Boel hat indessen den Strid ergriffen, und nun traben sie miteinander immer rings im Kreise, Boel und die Plekshuf.

„Paß auf, Boel, daß nur keiner vor Euch Schaden nimmt!“ ruft Wären, die Bäuerin, laut über den Hof hinüber; sie führt die Oberaufsicht.

„Paß sie am Maul!“ ruft Anders.

Aber Boel ruft zurück, daß sie schon mit solchem Bürschchen fertig werden wird. Sie strafft das Luder und schlägt sie an den Kopf, daß sie mit den Augen blinzelt und dabei rückwärts mit ihr läuft; sie gleitet wie auf Eis.

„Paß auf, Boel, nun geht's gewiß schief!“ Die Wiesenhofbäuerin wird ängstlich.

„Paß sie am Maul!“ ruft Anders.

Bier Hornklauen klappern um die Wette auf dem Pflaster mit Boels Holzschuhen.

Sara lann hin und wieder ein Stichern nicht unterdrücken; denn Boel schimpft und kreischt gegen das ausgelassene Tier.

Aber Naren sagt: „Das ist durchaus nicht zum Lachen; es ist unsere beste Kuh!“

„Paß sie am Maul!“ ruft Anders abermals und nähert sich, um ihr zu helfen.

Boel hat schon das Klappholz gepackt und zerzt die Bleckhuh derartig, daß sie sich beinahe überschlägt, weil sie sich selbst auf die Klauen tritt, die im Laufe des Winters eine unglaubliche Länge erreicht haben.

Angefeuert durch die Zurufe und die ihr geschenkte Aufmerksamkeit, ist Boel selber ganz wild geworden, und sie schreit siegesbewußt: „Nein, meine Gute, hier bist du an die Unrechte gekommen!“ Und gleichzeitig gibt sie der Kuh vorn einen Fußtritt.

Das hätte sie nicht tun sollen. Denn nun rast die Bleckhuh davon, als ob es weder Boel noch andere hemmende Mächte gäbe, und Boel stürzt, mit den Knien über dem Kopf, zur großen Belustigung der Zuschauer.

Die Kuh genießt in ausgelassenen Sprüngen ihre Freiheit. Nachdem sie eine Weile umhergelaufen ist, steht sie plötzlich von selber still vor der Pumpe; sie streckt ihre Schnauze in die Luft und läuft dann über den Hof, als sammle sie in ihrem mächtigen Schlunde die Proteste aller stummen Kreaturen gegen menschlichen Baum und Zwang.

Dann läßt sie sich von Anders einfangen, der sie ganz ruhig fortzieht, ohne den allergeringsten Zwischenfall.

(Fortsetzung folgt.)

Aus dem Neuen Botanischen Garten.

(Geöffnet am Sonntag, Dienstag, Mittwoch und Freitag von 2 bis 7 Uhr, die Gewächshäuser von 2 bis 6 Uhr.)

Der freie Durchblick, den wir noch vor Wochen durch die lichten Gehölze hatten, ist verschwunden. Ein grünes Meer liegt vor uns, aus dem beim Wandern bald eins der riesigen Gewächshäuser oder eins der roten Gebäude am Rande des Gartens, bald einer der Gesteinsgipfel des „Alpiums“ auftauchen. Vom Eingang gehen wir wieder geradeaus, bis links der Teich herausschaut; an einer schmalen Stelle bemerken wir eine steinerne Brücke, die wir leicht erreichen. Die Blätter der Laichkräuter und Secrojen bedecken einen großen Teil des Wasserspiegels, und die großen Blüten der letzten haben sich geöffnet. Unmittelbar neben der Brücke aber blühen in Menge eine Anzahl Arten der Gattung Rhododendron. Neben halbmannshohen Büschen aus dem Kaukasusgebiet, wo manche dieser Arten ganze Berggänge in undurchdringlichen Dickichten überziehen, finden wir auch unsere beiden Alpenrosen-Arten (*Rh. hirsutum* und *Rh. ferrugineum*), die hier in voller Blüte stehen, während sie im Hochgebirge noch ihre Zeit abzuwarten haben. Blühende Rhododendron-Arten und die ihnen nahe verwandten Azalien machen sich überhaupt an vielen Stellen des Gartens bemerkbar. Eine andere Pflanzengruppe, die ihm jetzt das Gepräge gibt, sind die Schwertlilien, die Arten der Gattung Iris. So viele Arten es davon auch gibt, so steht doch auch der Late sofort, daß sie alle zu einer „Gattung“ gehören, denn die Uebereinstimmung in der Bildung der Blüte ist bei allen vollkommen. Besonders eine blaue Art, die in Süddeutschland heimisch und auch in allen Laubkolonien bei Berlin anzutreffen ist, gestaltet eine bequeme Untersuchung der in ihrer Art bei uns einzig dastehenden Blütenbildung. Wir sehen drei nach außen zurückgebogene große Blumenblätter. Wenn wir aber einen Blick in das Innere der Blüte tun wollen, verperren uns drei andere, kleinere Blätter den Weg, die aus dem Mittelpunkt des Ganzen herauskommen und sich über den Grund der großen Blumenblätter legen; auch diese kleineren Blätter sind bunt und sehen völlig blütenartig aus, in Wirklichkeit aber sind es blumenblattartig verbreiterte weibliche Narben. Heben wir sie in die Höhe, so sehen wir unter jeder ein gelbes Staubgefäß. Die Schwertlilien sind sogenannte Hummelblumen. Man sieht allerhand Insekten um die Blumen schwirren, aber nur die Hummel versteht sich mit der Blise abzufinden, für sie allein ist hier der Tisch gedeckt. Sie fliegt auf eins der großen Blumenblätter und findet hier eine gelbe Haarleiste, der sie folgt; dabei kommt sie mit dem Kopfe unter das Ende der blumenblattartigen Narben, hebt sie vollends in die Höhe und verschwindet in der Unterwelt. Während die Hummel, dieser Vär unter den Insekten, mit ausgestrecktem Rüssel das tief unten liegende, für andere Insekten nicht erreichbare Gefäß mit dem Honigsaft plündert, wird ihr Rücken von dem gelben Staubbeutel gründlich eingepudert. Die Schwertlilien wollen aber keine Selbstbefruchtung; kriecht das Tier schließlich rückwärts wieder heraus, so kommt per Blütenstaub infolge einer eigenartigen Krümmung der blumenblattartigen Narbe

gar nicht an diese heran. Erst wenn die Hummel in eine andere Blüte kriecht, streift sie mit ihrem staubbesetzten Büdel erfolgreich die weibliche Narbe. Man kann nicht behaupten, daß diese ästhetisch wie technisch hervorragende Konstruktion der Schwertlilienblüte für die Verbreitung der Arten besonders günstig sei, denn ihre Vermehrung durch reisende Früchte ist ziemlich mangelhaft. Auch im Bau der Blüte zeigt sich das einfachste eben oft als das wirksamste.

Nachdem wir in der Umgebung Berlins unsere Kiefer Blüten sahen, können wir feststellen, daß nahe verwandte, aber außer-europäische, z. B. nordamerikanische Arten der gleichen Gattung sich im Botanischen Garten durch ihre gelben bis rötlichen männlichen Blüten in oft recht reizvoller Weise bemerkbar machen. Wenden wir uns gegen das westliche Ende des Gartens, wo er in parkartige Gelände übergeht und nur noch die Namensschilder an den Bäumen darin erinnern, daß wir in einer wissenschaftlichen Anstalt sind, so treffen wir auf gruppenweise Anpflanzungen der verschiedensten Arten von Ahorn, auf blühende Rosenfelder und auf einen ganzen Park voll zypressenartiger Kadelhölzer, darunter auch — nicht weit von einer steinernen Laube — zwei wenigstens dem Namen nach sehr bekannte Bäume. Der eine ist die Feder vom Libanon (*Cedrus Libani*); ein etwa mannshohes Exemplar dicht an einem Wege zeigt bereits den eigenartigen, malerisch gedrungnen Aufbau dieses Baumes. Nicht weit davon, an einer anderen Ecke, stehen drei Bäumchen des Mammutbaumes, ebenfalls nur in Miniaturausgaben, kenntlich an der lateinischen Bezeichnung *Sequoia*. Die Beblätterung ist zierlich schuppig und paßt kaum zu der Vorstellung turmhoher Kiesen dieser Gewächse im kalifornischen Urwalde, durch deren gespaltenen und verwitterten Stamm bespannte Wagen hindurchfahren können.

Ein Gang durch das Alpium zeigt uns, wo der Stein „XIII Tauern und Zillertaler Alpen“ steht, oben in den Felsen die weißgrauen Köpfe des Edelweiß. Auch die Alpenrosen blühen hier und blaue Vergastern. Uebrigens ist das Alpium gegenwärtig mit blühenden Alpenpflanzen in solcher Fülle besetzt, daß eine nähere Schilderung nicht gut möglich ist. Man gehe hin und erfreue sich dieser Farbenpracht!

Zum Abschied machen wir noch einen Rundgang durch die Schauhäuser. Es empfiehlt sich, Ueberkleider abzulegen, um sie erst wieder beim Heraustrreten überzuwerfen. Gleich anfangs unter den Farnen empfängt uns tropische Hitze. Es folgen Bananen mit den riesigen langen Blättern; eine von ihnen hat sich zur Blüte aufgerafft und wir können junge Exemplare der bekannten Frucht am Kolben sehen. Dann kommt ein Haus mit Orchideen in den aufschälligsten Formen und Farben. Auch die Rannpflanzen hängen hier. Die merkwürdigen lannenartigen Gefäße haben einen Dedel über sich. Gält ein Insekt hinein (so erklärt hinter uns ein Volksbotaniker), dann klappt der Dedel zu und das Tier ist gefangen. Gar so arg ist es nicht; der Dedel rührt sich nicht und hält nur den Regen ab, der sonst die magensaftartige, verdauende Flüssigkeit in der Kamme verdünnen würde. Aber freilich, das Insekt ist verloren.

In einem weiteren Hause mit Nahrungs- und Genußpflanzen erscheinen Bümmchen jener Pflanzen, denen wir den Kaffee, Kalao, die Zimmtinde, die Feigen, den Kautschuk usw. verdanken. Wenn wir schließlich auch noch die Palmen und die Baumsfarne bewundert haben, so merken wir, daß wir zu viel gesehen haben. Eine solche Fülle kann das Auge auf einmal nicht behalten. Wir ziehen unsere Mäntel an, treten aus den Tropen wieder in den prächtigen Garten hinaus und nehmen uns vor, das nächste Mal weniger und gründlicher zu schauen. Allerdings wird man am Sonntag vom Strome der Besucher meist willenlos vorangeschoben. Wer mit Wufe schauen will, muß schon um zwei Uhr an den Gewächshäusern sein, wenn sie noch fast leer sind.

L. L.

Kleines feuilleton.

Literarisches.

Ein Taschenatlas zur Alkoholfrage liegt uns vor, der soeben im Verlag des Deutschen Arbeiter-Abstinentenbundes erschienen ist. (Preis geh. 1 M.) Das Büchlein stellt eine Taschenausgabe der vom gleichen Verlage herausgegebenen und vom Genossen Dr. Solitscher wissenschaftlich erläuterten Referententafeln dar, die sich im Kampf gegen den Alkohol als recht praktisch erwiesen haben. Das reiche statistische Tatsachen- und Zahlenmaterial wird hier sozusagen plastisch vorgeführt, farbig eindrucksvoll, um recht ins Auge zu fallen. Der Inhalt ist sehr reichhaltig; es werden behandelt unter anderem: Gehalt der gebräuchlichsten Nahrungsmittel und der geistigen Getränke in einer Menge, die man für zirka 30 Pf. erhält, Beziehungen zwischen Alkohol und pathologischen Geburten, Alkohol und Schule, Alkohol und Denkvorgängen, Alkohol und Degeneration, Alkohol und Sterblichkeit. Der Verfasser hat recht, wenn er im Vorwort sagt, daß die Kenntnis dieser Dinge zum Wissensschatz eines jeden Menschen gehören müßte und daß unsere Erzieher in dieser Hinsicht noch lange nicht genug tun. Wir empfehlen jedem Arbeiter, jeder Bibliothek die Broschüre Solitschers zur Anschaffung; vor allem jedem Referenten, auch dem, der kein Abstinente ist, zur Verwendung bei der Agitation.

Auf eins sei für eine Neuauflage hingewiesen: Die statistischen Diagramme in der Art, wie sie hier gebracht werden, sind ge-

wiß anschaulich, aber noch nicht anschaulich genug für weite Schichten der Bevölkerung und gerade für diejenigen, die der Aufklärung am meisten bedürfen. Da dürfte die Figurenmethode eher am Platze sein. Etwa um zu veranschaulichen: „Was gibt der Deutsche im Durchschnitt aus für geistige Getränke und was für geistige Nahrung?“ eine Schnapsflasche von entsprechender Größe einem Bunde gegenüberstellt. Die amerikanische und die englische Abstinenzbewegung bieten dafür gute Beispiele. es.

Physiologisches.

Die Sinne der Neugeborenen. Von den Sinnen der Neugeborenen kann man eigentlich mehr negativ sprechen und sagen, welche sie noch nicht haben. Da ist vor allem das Gehör, welches nach dem Geruche am wenigsten bedacht ist. Es nimmt sich daher sehr komisch aus, wenn in der Stube, wo das neugeborene Kind schläft, ängstlich geflüstert und auf den Zehen gegangen wird; der Gehörsinn entwickelt sich erst nach einigen Wochen, etwas später als der Gesichtssinn, von dem sich leise Spuren schon gegen Ende der ersten Lebenswoche zeigen, wo man beobachten kann, daß das Kind bereits einen raschen Wechsel zwischen Licht und Dunkelheit empfindet. Der Tastsinn entwickelt sich am frühesten, und zwar sind es zuerst die Lippen, durch die er sich betätigt, indem der Säugling mit ihnen die lebensspendende Quelle an der Mutterbrust oder die Spitze eines Sauggläschchens zu erschöpfen sucht. Auch der Geschmack ist schon in den ersten Tagen vorhanden, am aller spätesten aber stellt sich der Geruchssinn ein. Die Sinne entwickeln sich eben nach der Notwendigkeit, wie sie gebraucht werden: zuerst Gefühl und Geschmack, dann Gesicht und Gehör und zuletzt der Geruchssinn. Dr. Stein.

Medizinisches.

Rettung bei Strychninvergiftung. Das Strychnin, das aus der Rinde und den Früchten des Krähenaugen- oder Brechnußbaums abgesondert wird, ist eines der stärksten Gifte, die überhaupt bekannt sind. Es wäre daher das Beste, wenn sich der Mensch gar nicht mit seiner Zubereitung abgab, aber die Natur hat es nun einmal so eingerichtet, daß die gefährlichsten Gifte gleichzeitig heilende Eigenschaften besitzen. So lange sich nun aber solche Stoffe überhaupt in der Hand des Menschen zu irgendwelchen Zwecken befinden, werden noch immer gelegentlich teils aus Fahrlässigkeit, teils aus Absicht Fälle von Vergiftung vorkommen. Ein im Journal der Amerikanischen Medizinischen Vereinigung mitgeteilter Fall zeigt, daß aber auch eine Strychninvergiftung nicht unter allen Umständen tödlich zu verlaufen braucht. Ein junger Student der Pharmazie hatte aus Versehen 16 Strychninpillen in weniger als drei Stunden zu sich genommen. Er konnte sich noch eben ins Krankenhaus begeben und dort die nötigen Anordnungen machen, aus denen der Arzt sah, was geschehen war. Sofort erhielt er zwei Tassen heißen schwarzen Kaffees, verfiel aber in schwere Krämpfe und in eine fast völlige Lähmung der Atmungsmuskeln, so daß sein Leben in unmittelbarer Gefahr stand. Unter Verabreichung von Chloroform wurde eine gründliche Auswaschung des Magens mit starkem Kaffee vorgenommen, aber es blieb lange Zeit fraglich, ob der Vergiftete, dessen Gesicht in der Bewußtlosigkeit ein eigentümliches Grün annehmen hatte, noch einmal zum Leben erwachen würde. Nach drei Stunden aber war er bereits bei vollem Bewußtsein, nahm große Mengen heißes Wasser zu sich und konnte nach vier Tagen, vollkommen hergestellt, entlassen werden.

Technisches.

Die drahtlose Telegraphie als Wegweiser auf dem Ozean. Daß ein Schiff barmhändig verschlagen wird, daß seine Besatzung gar nicht mehr recht weiß, wo sie sich befindet, ist heute begreiflicherweise ein sehr viel selteneres Ereignis als früher. Immerhin ist die Not des Meeres auch heute oft noch größer als sich's die Schulweisheit der Landratten gewöhnlich träumen läßt. Auf einem Schiff während eines Sturmes, dem es vielleicht durch Bruch des Steuerruders oder durch einen anderen Unglücksfall willenlos preisgegeben ist, Ortsbestimmungen auszuführen, ist ein Ding der Unmöglichkeit. Dagegen könnte sich die drahtlose Telegraphie, die sich schon mehrfach als Retterin aus Seenot erwiesen hat, so lange bewähren als die ihr dienenden Vorrichtungen nicht durch Sturm und Wellen zerstört sind. Jedenfalls ist es ein beachtenswertes Unternehmen, den Weg zu einer solchen Veranwendung der drahtlosen Telegraphie zu weisen. Zu diesem Zwecke haben die italienischen Elektrotechniker Bellini und Tozi eine besondere Art von Leitungsmaße (Antenne) erfunden, der in Verwendung mit einem gleichfalls besonders ausgestatteten Apparat dazu dienen soll, elektrische Wellen in einer bestimmten Richtung auszustrahlen oder aus einer bestimmten Richtung aufzunehmen. Unter diesen Bedingungen würde sich nach einer Beschreibung, die von den genannten Fachleuten in der Zeitschrift „Electrical World“ gegeben worden ist, eine Ortsbestimmung auf einem Schiff ausführen lassen, vorausgesetzt, daß eine Festlandsstation für drahtlose Telegraphie in nicht zu großer Entfernung vorhanden ist. Die Himmelsrichtung der Station, mit der das Schiff in drahtlosen Verkehr tritt, würde bis auf einen Grad des Winkels genau ermittelt werden können. Damit ist schon eine Linie gegeben, die natürlich auch gleich-

zeitig die Möglichkeit gibt, daß dem Schiff möglichst schnelle Hilfe gebracht werden kann. Außerdem soll der Apparat auch zur Vermeidung von Schiffszusammenstößen bei Nebel dienen. Sein Hauptteil wird als Radiogoniometer oder Strahlenwinkelmesser bezeichnet und dient gleichsam als ein drahtlos-telegraphischer Kompaß.

Wie die Berliner Geschützgießerei eine Lokomotive baute. Eine lustige Geschichte von der ersten deutschen Lokomotive erzählt Dr. A. Neuburger in der „Welt der Technik“: Bereits 1815 kamen die ersten Nachrichten von Schienenbahnen und Lokomotiven für Gütertransport (Lokomotiven für Personentransport entstanden erst später) aus England nach Deutschland herüber, und da man die Saarkohlen mühsam und langsam auf der Landstraße transportieren mußte, beschloß der Staat, als Besitzer der Kohlenwerke, eine $\frac{2}{3}$ Kilometer lange Bahn zu bauen und sie mit Dampfwagen, wie man die Lokomotiven damals nannte, zu treiben. Man beschloß nun, keinen der englischen teuren Dampfwagen zu kaufen, sondern lieber selbst einen zu bauen. Den ehrenvollen Auftrag hierzu erhielt die Geschützgießerei in Berlin, die auch ein Ungetüm fertigte, das auf dem Hof hin und herfuhr und, wie man mit Stolz berichtete, Wagen mit 8000 Pfund hinter sich herzog. Dieses mußte nun nach Geislautern in Saargebiete, also auf eine Entfernung, die in der Luftlinie 760 Kilometer betrug, fortgeschafft werden, und so nahm man es auseinander, verpackte es in Kisten, und ein französischer Schiffer wurde mit der ehrenvollen Aufgabe betraut, die Kisten auf dem Wasserwege nach der Saar zu bringen. Er fuhr von der Spree nach der Havel und Elbe, nach Hamburg, über die Nordsee nach Amsterdam, den Rhein, die Mosel und die Saar hinauf — einen kleinen Umweg von 1700 Kilometern, der viereinhalb Monate in Anspruch nahm und für den der Schiffer 500 M. bekam. — Im Mai des Jahres 1819 kam die Maschine in Geislautern an, wurde ausgepackt, und nun ging es an ein Zusammensetzen, Schrauben, Passen und Probieren, das kein Ende nehmen wollte. Den Erbauer hatte man nämlich aus Sparsamkeitsrücksichten nicht mitgebracht, und so waren es nun die Geislauterner Grubeningenieure, denen die ehrenvolle Aufgabe zufiel, die Maschine wieder zusammenzusetzen. Besonders der Dampfzylinder wollte nicht gut tun. Die Zahl der Löcher, aus denen hier unbefugter Dampf ausströmte, überstieg schon alles, was recht und billig war, und trotzdem man sie mit der schönsten Mischung aus Öl und Mehl, Essig und Stärke, ja sogar mit Rindsblood und Käse verschmierte — es wurde und wurde nicht besser. Die Schreiberlei zwischen Geislautern und Berlin nahm wahrhaft beängstigende Dimensionen an; die Leute im Gießhause beriefen sich auf ihre Zeugen, die beweisen konnten, daß die Maschine „8000 Pfund Bomben“ gezogen hatte, hülerten sich aber wohl, in Geislautern das Anerbieten zu machen, selbst eingreifen zu wollen. Dort aber wurden mit Herumprobieren im Laufe der Zeit nicht weniger als 1965 Taler ausgegeben —, einen Wagen aber hat diese erste deutsche Lokomotive niemals gezogen. Alles in allem hat sie 3167 Taler einen Silbergroßchen und 9 Pfennige Kosten verursacht, und eingebracht hat sie 335 Taler 6 Silbergroßchen und 7 Pfennige — als sie nämlich im Jahre 1835 ein Trödler als altes Eisen kaufte. So kam die Saarbahn um den Ruhm, das erste Frachttüch in Deutschland mit Dampfwagen befördert zu haben, und diesen Ruhm heimste die Nürnberg-Fürther Bahn ein. Wie es sich für eine Bayerische Bahn ziemt, bestand diese Fracht aus zwei Fässern Bier, die der Eisenbahnwirt in Fürth bei dem Nürnberger Brauer Leberer bestellt hatte und die am 11. Juli 1836 per Bahn dorthin gefahren wurden, nachdem die Verwaltung auf Grund langer Unterhandlungen und Schreibereien den Transport gegen Ertrag von 12 Kreuzern und unter der Bedingung gestattet hatte, daß der Wirt persönlich in Fürth zur Stelle zu sein habe, um sein Bier in Empfang zu nehmen!

Umwandlung des Windes in Elektrizität. Die Amerikaner lassen nichts unberührt, um sich die motorische Kraft, die sie für ihren extensiven Wirtschaftsbetrieb auf den großen Farmen gebrauchen, so billig als möglich zu verschaffen. So hat man neuerdings mit bestem Erfolg den Versuch gemacht, Wind in Elektrizität umzuwandeln. Eine große Farm in der Nähe von Hamburg (New York) treibt bereits ihre Dreschmaschinen, Pumpen und sonstigen landwirtschaftlichen Apparate mit Elektromotoren, deren Kraft durch einen Windmotor erzeugt ist. Die erzeugte Elektrizität reicht daneben noch aus, zahlreiche Schuppen und Wäuschleiten auf der Farm mit einigen hundert elektrischen Lampen zu erleuchten. Der Windmotor ist weiter nichts als eine große Luftturbinen, die auf der Spitze eines Turmes aufgestellt ist und die, wenn sie durch den Wind in rotierende Bewegung versetzt wird, eine Dynamomaschine antreibt, von der aus die elektrische Kraft in Akkumulatoren gespeichert wird. Der Windmotor kann natürlich auch bei Nacht laufen, so daß es an Kraft so gut wie nie fehlt. Für den Fall, daß trotzdem infolge längerer Windstille einmal Mangel an elektrischer Kraft eintreten sollte, ist ein kleiner Petroleummotor vorhanden. Eine ähnliche Anlage wird von einer Elektrizitätsgesellschaft zu Wilkesden Green betrieben. Diese überträgt die durch Windturbinen erzeugte Kraft von der Dynamomaschine zunächst auf Akkumulatoren, und ein geistreiches automatisches Hemmungsverfahren sorgt dafür, daß bei starkem Sturm die Akkumulatoren nicht über ihre Leistungsfähigkeit hinaus belastet werden.